

RAYMOND UNGER

KAI

ROMAN

LESEPROBE

EUROPAVERLAG

RAYMOND UNGER

KAI

ROMAN

EUROPAVERLAG



Der Umwelt zuliebe

- produzieren wir zu über 90% in Deutschland
- achten wir auf kurze Transportwege
- drucken wir auf Papier aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen

1. Auflage

© 2025 Europa Verlag in der Europa Verlage GmbH, München

Umschlaggestaltung: Margarita Maiseyeva unter Verwendung eines Motivs von Raymond Unger

Layout & Satz: Margarita Maiseyeva

Druck & Bindung: CPI, Leck

ISBN 978-3-95890-591-7

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.



Ansprechpartner für Produktsicherheit

Europa Verlage GmbH

Monika Roleff

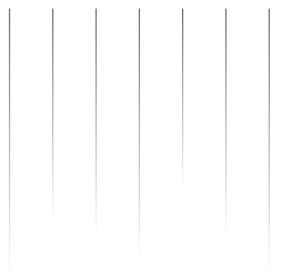
Johannisplatz 15

81667 München

Tel.: +49 (0)89 18 94 733-0

E-Mail: info@europa-verlag.com

www.europa-verlag.com



*Dieser Roman ist in Teilen inspiriert von realen Ereignissen,
er ist jedoch eine hiervon losgelöste und unabhängige fiktionale
Geschichte. Alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen und
realen Handlungen sind rein zufällig. Der Autor hat ein
völlig eigenständiges neues Werk geschaffen.*

INHALT

- 8 Glimpse

- 13 Kapitel I - DURCHBRÜCHE
- 14 Vomit
- 25 Dorian Gray
- 34 Schreibhilfe
- 47 Prompt
- 55 Neue Freunde
- 62 Das Foto
- 68 Der Gelehrte
- 73 Der verlorene Sohn
- 80 Rött rum

- 89 Kapitel II - ADEPTEN
- 90 Golem
- 102 DNT1963c3
- 112 Honda
- 122 Grünes Herz
- 130 Presidio Golf
- 138 Damaskus-Erlebnis
- 148 Alte Freunde
- 158 Klimawahrheiten

- 171 Kapitel III - DES PUDELS KERN
- 172 Schicksalsgemeinschaft
- 183 Salonabend
- 193 Angriff
- 202 Rituale Romanum
- 209 Zauberlehrling

216 Flaschengeist
223 Verrat
230 5GG-Ultra
240 Jesus 2.0
248 GSG 9

255 **Kapitel IV - DER RING**

256 Rodung
266 Wahnsystem
273 Wenckebach
282 Machtergreifung
293 Martyrium
300 Dunkelheit
310 Schockraum
317 Phönix
326 Keller

335 **Kapitel V - VIER REITER**

336 Tafelrunde
346 Hoffnung
357 MAD
366 EQS 580
374 Flucht
381 Krieg
391 Brandmauer
398 Rochade
406 Fulda
417 Rotes Band

428 Who's Who
431 Autor

GLIMPSE

Als Johannes zu sich kam, lag er auf einer harten Pritsche. Der Raum um ihn herum war grau und kalt, kaum mehr als ein Käfig. Das Licht war schwach, ein fahles Flackern aus einer unsichtbaren Quelle, das die rohen Wände nur schemenhaft erhellte. Sie wirkten wie Beton, aber beim genaueren Hinsehen schien das Material synthetisch – etwas Künstliches, was ihn noch mehr verunsicherte.

Ein stechender Schmerz explodierte in seinem Kopf. Mit zitternden Händen tastete Johannes seinen Schädel ab und spürte, wie seine Finger auf etwas Zähes und Trockenes trafen: Blut. Seine Haare waren hart und spröde davon verklebt, einzelne Strähnen brachen unter der Berührung ab. Als er weitertastete, entdeckte er eine riesige Schwellung am Hinterkopf. Für einen Moment kämpfte er mit Übelkeit, dann zwang er sich, die Umgebung in den Blick zu nehmen. Der Raum war winzig – eine Zelle, nicht mehr als acht Quadratmeter groß, mit einer bedrückend niedrigen Decke. Johannes musste sich bücken, um überhaupt stehen zu können. An der Stirnseite des Raumes befand sich eine Gitterfront, hinter der ein schmaler Gang erkennbar war.

»Hallo?« Seine Stimme klang rau, ungewohnt fremd. »Haaa-llooo?! Was ist das hier? Wo bin ich? Was haben Sie mit mir gemacht?«

Seine Worte hallten in dem tristen Raum wider, ohne eine Antwort hervorzurufen. Johannes trat ans Gitter, klammerte sich an die Stäbe und rief erneut: »Ich möchte sofort den Verantwortlichen sprechen! Noch leben wir in einem Rechtsstaat! Ich warne Sie: Wenn Sie sich nicht erklären, verklage ich Sie wegen Freiheitsentzug!«

Plötzlich zischte eine Stimme aus der Dunkelheit, scharf und zynisch: »Halt's Maul, du Idiot! Halte bloß das Maul, oder du machst es noch schlimmer. Noch hast du 1,60 – das kann sich aber schnell ändern, wenn du hier weiter so herumbrüllst.«

Johannes wich zurück, seine Gedanken rasten. Die Stimme war ihm fremd, aber sie klang menschlich – ein kleiner Trost in diesem Albtraum. »Wer sind Sie? Und wo ... wo sind wir hier?«, fragte er hastig.

»Das weißt du nicht?« Ein bitteres Lachen folgte. »Wo haben sie dich denn eingefangen? Willkommen in Frankfurt, wo denn sonst!«

»Frankfurt?« Johannes spürte, wie Panik in ihm aufstieg. »Wie ... wie bin ich hierhergekommen? Ich war doch gerade noch in Berlin!«

»Berlin!«, wiederholte die Stimme höhnisch. »Klar doch. Gerade noch. Sehr witzig, genau mein Humor.« Ein Schatten schob sich näher ans Gitter. »Du bist hier im größten Flumax-Lager Europas. Frankfurt/Oder, an der polnischen Grenze. Zwischenzeitlich waren in diesem Beugelager mal 200 000 Leute untergebracht. Aber im Grunde ist das hier nur eine Drehtür. Die Beugezeit liegt im Schnitt bei sieben Tagen. Spätestens bei 1,20 holen sich alle ›freiwillig‹ ihren Piek ab.«

Johannes schluckte. »Pieks? Beugezeit? Was ... wovon reden Sie?«

Ein trockenes Lachen war die Antwort. »Du kapiert echt gar nichts, was? Noch so 'n Witzbold. Seit Kurzem hat sich die Beugezeit drastisch verkürzt. Nach der Poseidon will keiner mehr länger bleiben. Ich hab auch schon gedrückt – den Okay-Knopf, meine ich. Eigentlich wundert es mich, dass noch keiner mit dem Injektor gekommen ist.«

»Injektor? Okay-Knopf? Poseidon?« Johannes fühlte sich, als ob ihm die Luft ausging. »Wovon reden Sie?«

Die Stimme verstummte. Plötzlich waren schwere mechanische Schritte im Gang zu hören, die den Boden vibrieren ließen. Dann erklang ein scharfer Befehl: »Vier K! Schneider, Gottfried, amtliche Einwilligung nach 104 Stunden und 34 Minuten Beugehaft. Strecken Sie den rechten Arm heraus und halten Sie still.«

Es folgte ein Klicken, dann ein leises, fast tierisches Wimmern.

»Raumhöhe ab sofort wieder zwei Meter. Entlassung nach Wirkungseintritt in 24 Stunden.« Die Schritte entfernten sich, und die Stille kehrte zurück.

»Was war das?« Johannes' Stimme bebte. »Hat man dich gerade geimpft? Mit dem neuen Cflumax-Tetra? Ist das hier ein geheimes Versuchslabor?«

»Cflumax-Tetra?« Die Stimme klang jetzt bitter und müde. »Wer redet denn so geschwollen? Flux sagt hier jeder. Und es ist schon seit Monaten auf dem Markt. Alle sind damit geimpft. Alle. Aber ... egal. Ich will nur noch eins: Meine Familie sehen, bevor die Fulda-Linie hochgeht.«

»Fulda-Linie? Poseidon?« Johannes tastete verzweifelt nach einem Faden, um all das zu verstehen.

»Vor vier Wochen haben die Russen einen Poseidon-Torpedo

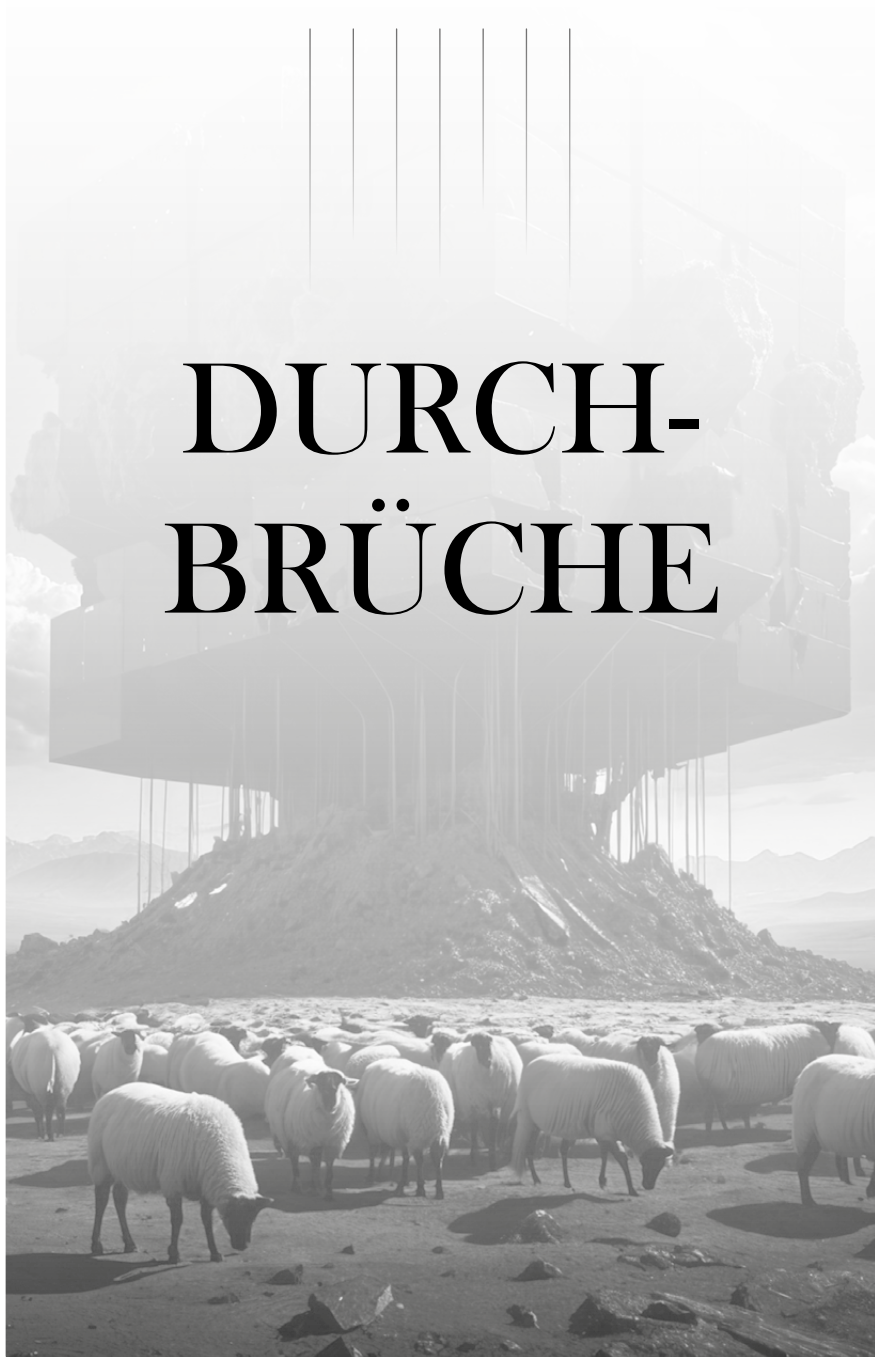
gezündet«, begann die Stimme, und dann folgte eine Erzählung, die Johannes wie ein Schlag ins Gesicht traf.

»Du hast echt keinen Schimmer, oder? Vor vier Wochen haben die Russen diesen Torpedo in der Ostsee gezündet. Nuklear. Hat die Küsten von Deutschland, Polen und Dänemark getroffen. 90 000 Tote. Danach hat die NATO zurückgeschlagen, Sewastopol ausgelöscht. Und die Russen? Die haben das Berliner Regierungsviertel mit einer Neutronenbombe verstrahlt, aber die Gebäude stehen noch. Jetzt ist klar: Europa wird das Schlachtfeld für den Dritten Weltkrieg. Allerdings werden Russland und die USA sorgsam darauf achten, ihre Kernländer zu schonen. Und Deutschland?« Die Stimme klang bitter. »Unsere glorreiche Regierung hat den Vorschlag der Amerikaner akzeptiert, die Fulda-Linie zu reaktivieren. Einen alten nuklearen Minengürtel, der uns von innen heraus zerstören wird. Das Minenfeld aus den 1980er-Jahren verläuft quer durch Mitteldeutschland und sollte schon damals einen Vormarsch der Russen stoppen. Nach einem flammenden Plädoyer der Bundeskanzlerin hat der Bundestag dem Antrag zur Selbstzerstörung Deutschlands mit großer Mehrheit zugestimmt. Lederer erklärte voller Stolz, dass Deutschland mit diesem Opfer für die freie Welt die einmalige Gelegenheit habe, die übergroße Schuld seiner Geschichte zu tilgen. Seither lässt sich hier fast jeder fluxen, weil alle den kleinen Pieks dem großen Bums vorziehen – soweit kapiert?«

Sechs Monate zuvor:

KAPITEL I

DURCH- BRÜCHE



VOMIT

»Und dann sagte der Junge, ›Ich wünschte, ich wäre Araber.« Johannes Baumkamp hielt inne, ließ die Worte wirken, als seien sie ein besonders exotisches Gewürz für sein Abendessen. Sein Blick wanderte kurz zu Marina, bevor er wieder zur dampfenden Pfanne zurückkehrte. »Zuerst dachte ich, ich hätte mich verhört. Natürlich hakte ich nach.«

Er holte das Tomatenmark aus der Kühlschrankschranktür und begann, es sorgfältig in die heiße Pfanne einzurühren. »Warum gerade ein Araber?«, fragte ich ihn. Und weißt du, was er sagte? ›Da sind immer alle zusammen und so. Ich weiß das wegen Ahmad, da bin ich öfter. Wenn da einer Stress machen will, stehen alle hinter ihm. Dem kommt keiner so schnell krumm.« Johannes imitierte die wörtliche Rede seines jungen Klienten, indem er »isch« statt »ich« sagte und die Wörter »Stress« und »krumm« mit einem rollenden R aussprach.

»Und bei dir zu Hause?«, fragte ich ihn. Da wurde er plötzlich ganz still und er sagte nur: ›Kannste vergessen. Papa ist nie da. Mama ist nachmittags schon blau.«

»Traurig«, murmelte Marina, ihre Stimme kaum mehr als ein

Hauch. Sie wusste, was Johannes erwartete – eine Bestätigung, eine Deutung, etwas, das die zermürbende Realität des Jungen in ihrer Komplexität aufgriff und greifbar machte. Doch sie schwieg. Johannes legte die Kelle zur Seite, griff nach dem Rotwein und schenkte sich ein. Sein Blick war ernst, aber nicht ohne die übliche Spur von Stolz – stolz darauf, diese Geschichten tragen zu können, sie zu entwirren und zu verstehen. »Ohne das Aggressionspräventionsprogramm, das seine Therapie finanziert, wäre der Junge verloren. Was er vermutlich trotzdem ist.«

Das Therapeutenpaar nutzte die Expertise des anderen zur allabendlichen Supervision, doch diesmal ließ sich Marina nur den Geschmack der Puttanesca auf ihrer Zunge zergehen, während die Worte ihres Mannes noch in der Luft hingen. Johannes war so in seine Geschichte vertieft, dass er die Stille nicht bemerkte. Oder vielleicht störte sie ihn einfach nicht.

»Morgen ist schon wieder Donnerstag«, warf er schließlich beiläufig ein, während er die restlichen Nudeln auf seinem Teller umherschob.

»Ich weiß. Warum?«

»Da kommt der Künstler wieder. Nils Larsen. Du weißt schon, der aus der Süddeutschen. Der, der den Sony World Photography Award gewonnen hat. Jetzt ist er überall: FAZ, Spiegel, SWR – ein Star. Und trotzdem kann er kaum schlafen, weil er ...« Johannes hielt inne, blickte Marina mit einer Mischung aus Neugier und Besorgnis an. »Weil er langsam die Kontrolle über sich selbst verliert.«

»Psychotisch?«, fragte Marina, eine ihrer Augenbrauen hob sich fast unmerklich.

»Möglich«, Johannes nahm einen Schluck Rotwein, wie um sich Mut zu machen. »Er hat mir erzählt, seine Studenten sehen aus wie die missgestalteten Porträts, die sein KI-Programm er-

zeugt. Aber das ist nicht alles. Er ...« Johannes hielt inne, wägte seine Worte ab. »Ich glaube, er hat eine erotische Fixierung auf eines seiner Kunstprodukte entwickelt. Er ist verliebt in eine Frau auf einem Foto.«

»Nun, verliebt in den Eiffelturm wäre schlimmer«, gab Marina schnippisch zurück, »aber womöglich kann er die Frau ja noch für sich gewinnen, jetzt, wo er so berühmt ist.«

Johannes nippte abermals an seinem Rotwein, dann klärte er Marina auf: »Es ist noch ein bisschen komplizierter, weil es gar kein reales Foto ist. Die Frau wurde rein virtuell erzeugt von einer künstlichen Intelligenz. Er ist verliebt in eine Fata Morgana.«

»Verstehe«, erwiderte Marina und steuerte gleich noch eine Diagnose bei, »als passiver Beziehungsverweigerer kann er mit einem Phantom natürlich die beste Beziehung der Welt führen – in seiner Vorstellung. Das ist aber noch lange keine Psychose. Erlebt er denn tatsächlich Realitätsverlust und wahnhafte Zustände?«

»Ich fürchte ja«, gab Johannes zurück, »aber um das zu beurteilen, müsste ich erst noch meine Hausaufgaben machen. Er hat mir einen Link geschickt. Geschützte Werke, die er noch niemandem gezeigt hat. Ich werde mir die heute Abend ansehen.«

Marina zuckte mit den Schultern, sie war zu müde, um diese offensichtliche Gegenübertragung, in die sich ihr Mann gerade verhedderte, zu kommentieren. Über diesen Künstler Nils Larsen hatte ihr Mann verdächtig oft gesprochen, außerdem interessierte sie der Hintergrund der KI nicht sonderlich. Als Freudianerin hatten für Marina Künstler per se einen narzisstischen Spin, den sie aus zweierlei Gründen nicht mochte. Zum einen war die »Sinnsuche« vieler Künstler aus psychoanalytischer Perspektive neurotisch, zum anderen war es allzu typisch, dass Johannes besonders auf diesen Klienten reagierte. Zeit seines Lebens haderte

ihr Mann damit, selbst kein Künstler geworden zu sein. Der große Flur der gemeinsamen Wohnung diente Johannes als Privatgalerie, dessen einzig ausstellender Künstler er selbst war.

Johannes und Marina hatten sich in ihren Berufungen als Therapeuten gefunden – und doch trennte sie eine geistige Kluft, die so tief war wie die Disziplinen, denen sie sich verschrieben hatten. Er, ein Anhänger der analytischen Psychologie nach C. G. Jung, glaubte an eine tiefere Bedeutung hinter dem Unbewussten, als Wegweiser zum metaphysischen Sinn des Lebens. Sie hingegen, eine überzeugte Freudianerin, betrachtete den Menschen als ein von Trieben beherrschtes Tier, das in den Käfig einer Kultargesellschaft gezwungen wurde. Für Laien mochten diese Unterschiede trivial erscheinen. Doch für die Baumkamps bedeuteten sie eine intellektuelle Spannung, die ihre Beziehung auf eine Weise herausforderte und belebte, wie es nur ein Psychologenpaar verstehen konnte.

Johannes arbeitete als Kinder- und Jugendlichentherapeut und war Mitglied des renommierten C. G.-Jung-Instituts. Er sah in der Neurose nicht bloß ein Störbild, sondern eine Einladung, sich selbst und die Welt in einer tieferen Dimension zu entdecken. Nach Jung war die Krise kein Makel, sondern ein Ruf: die Aufforderung, das eigene Leben auf eine höhere Ebene zu führen – hin zu einem existenziellen Sinn, der über das bloße Überleben hinausging. Marina hingegen, geprägt von ihrer materialistischen Weltsicht, hielt diese Suche für nichts weiter als den Wunschtraum einer Psyche, die nicht mit der Realität zurechtkam. Für sie war der Mensch in erster Linie ein hormonell determinierter Automat, dessen Konflikte aus dem Triebleben resultierten. Die Neurose war in ihrem Verständnis ein schmerzhafter Tribut, den die Natur für die kulturelle Zähmung forderte.

So divergierten die Ansichten des Ehepaares in der grund-

legendsten Frage: Was war der Mensch? Ein impulsgetriebener Mechanismus, dessen größte Sehnsucht die Befreiung aus gesellschaftlichen Zwängen war? Oder ein transzendenzsuchender Halb-gott, dessen Bestimmung es war, dem Chaos einen höheren Sinn abzuringen? Johannes hatte diese Fragen aus der Perspektive eines Mannes gestellt, der in den Glauben hineingeboren worden war. Als Sohn eines evangelischen Pastors hatte er die Dogmen des Christentums einst tief verinnerlicht, nur um sie mit der Unnachgiebigkeit eines Intellektuellen zu verwerfen. Dennoch war er auf seine Weise spirituell geblieben, ein Suchender, dessen Glaube sich nun in archetypischen Symbolen und der Sprache des kollektiven Unbewussten ausdrückte. Marina dagegen begegnete der Idee von Transzendenz mit einem skeptischen Lächeln, das keine Diskussionen duldete. Für sie war das Göttliche nichts weiter als die Spiegelung menschlicher Schwäche in metaphysischen Wunschbildern. Diese unterschiedlichen Weltanschauungen hätten eine Ehe zerstören können. Doch bei den Baumkamps geschah das Gegenteil: Sie hatten gelernt, die Schatten ihres Denkens an den anderen auszulagern. Ihre Differenzen waren keine Bedrohung, sondern ein Gleichgewicht, das ihrer Beziehung Stabilität verlieh. Johannes betrachtete Marinas unnachgiebigen Materialismus als Anker, während Marina in seiner Spiritualität eine mystische Dimension erkannte, die sie auf subtile Weise faszinierte – auch wenn sie es nie zugegeben hätte.

Mit seinen sechzig Jahren war Johannes noch immer attraktiv, obwohl er inzwischen grau geworden war. Sein Bart, den er auf geradezu meditative Weise pflegte, hatte zwei schwarze Strähnen, die von der Oberlippe über die Mundwinkel zum Kinn führten – vielleicht verlieh gerade dies seinem jugenhaften Gesicht die nötige Ernsthaftigkeit. Auch Marina sah mit ihrem frechen Pagenschnitt und der sportlichen Figur bedeutend jünger aus als

fünfundfünfzig. Eine weitere Konstante des attraktiven Paares war dann auch Marinas unerschütterliche Haltung zur körperlichen Nähe. »Guter Sex ist kein Luxus, sondern eine Notwendigkeit«, hatte sie einmal gesagt, und daran hielt sie fest. Selbst nach Jahrzehnten der Ehe achtete sie darauf, dass die Leidenschaft zwischen ihnen nicht erlosch – ein Aspekt, den Johannes ebenso schätzte wie bewunderte.

Bereits Anfang der 1990er-Jahre, als Altbauwohnungen in Berlin noch spottbillig zu haben waren, hatte sich das frisch vermählte Paar nach dem Studium zwei unsanierte Wohnungen direkt nebeneinander gekauft – das Vorüberbe der fleißigen Eltern machte es möglich. Die inzwischen sanierte Wohnfläche betrug stattliche 320 Quadratmeter, hatte vier Balkone und eine 45 Quadratmeter große Wohnküche, in der der Hausherr allabendlich an einer großen Kücheninsel kochte. Johannes' Arbeitszimmer war eine Zeitkapsel. Dunkles Holz, Regale voller Bücher – Jung, Freud, Nietzsche – und die Wanduhr, deren leises Ticken den Raum durchdrang. Der Analytiker kleidete sich gern im Vintage-Gentleman-Look, edler Wollanzug mit Weste, niemals ohne Krawatte. Dass er zur allabendlichen Entspannung einer kubanischen Zigarre nicht abgeneigt war, hätte eher zu Sigmund Freud gepasst als zu seinem Spiritus Rector C. G. Jung. Zudem frönte Johannes dem Hobby einer Sammlung mechanischer Uhren. Als Daily-Uhr trug Johannes eine Rolex Precision mit Handaufzug, deren Ticken er so sehr liebte, dass er sich das Kleinod manchmal nachts auf sein Kopfkissen legte, wenn er nicht einschlafen konnte.

Nach dem Essen zog sich Johannes in sein Arbeitszimmer zurück. Mit ungutem Gefühl öffnete er seinen Laptop, dann klickte er auf den Link, den ihm sein Klient Nils Larsen geschickt hatte. Das Passwort war seltsam verstörend: VOMIT. Er tippte es ein,

und für einen Moment geschah nichts. Dann erschien eine Galerie. Schwarz-weiße Bilder. Menschen, deren Gesichter verzerrt und gebrochen waren, als wären sie Zeugen unsagbarer Gewalt geworden. Johannes fühlte, wie sich sein Magen zusammenzog. Die Fotos strahlten eine düstere Energie aus, als sei etwas Dunkles, etwas Unaussprechliches aus den Schatten ans Licht gezerrt worden. Er blätterte durch die Bilder, unfähig, den Blick abzuwenden. Jede neue Aufnahme schien grotesker, verzweifelter, absurder. Er hielt bei einem Porträt inne – ein Gesicht, halb verborgen im Schatten, die Augen leer und kalt. »Was hast du getan, Nils?«, flüsterte Johannes in die Stille des Raumes.

Am nächsten Morgen roch Marina im Vorübergehen den scharfen Duft von altem Whiskey aus Johannes' Arbeitszimmer. Die Flasche, die am Abend noch unangetastet gewesen war, stand halb leer auf dem Schreibtisch. Ein Glas daneben, in dem nur noch der Bodensatz in einem dichten Bernsteinton zu sehen war. Johannes hatte noch geduscht, saß nun frisch rasiert und makellos gekleidet am Frühstückstisch. Aber da war etwas in seinen Augen, das Marina sofort auffiel. Ein Schatten wie der Hauch eines Albtraums, der ihn nicht losließ.

»Alles in Ordnung?«, fragte sie beiläufig, während sie sich Kaffee einschenkte. Johannes nickte nur. Er wirkte ruhiger als gewöhnlich, fast zu ruhig. Marina kannte diese Maske – das Gesicht, das er immer dann trug, wenn ihn etwas tief im Inneren aufwühlte, aber er sich nicht traute, es zu zeigen.

Nils Larsen kam in die Praxis, den Träger seiner Tasche über die Schulter geworfen, eine nervöse Energie in seinen Bewegungen. Johannes beobachtete ihn genau, während er ihn in das gedämpfte Licht seines Behandlungszimmers führte.

»Sie haben es gesehen, oder?«, fragte Nils verunsichert und zugleich voller Hoffnung. Seine Augen waren weit aufgerissen,

suchten nach Bestätigung, nach irgendetwas, das ihm sagte, dass er nicht allein war mit dem, was er erschaffen hatte. Johannes nickte. »Ja, ich habe es gesehen.« Nils' Gesicht verzog sich in einer Mischung aus Erleichterung und Scham. »Und? Was denken Sie?« Er brannte darauf, endlich mit jemandem teilen zu können, was er erschaffen hatte. Oder besser gesagt, was nicht wirklich er erschaffen hatte. In seiner Kompromisslosigkeit, einen kreativen Prozess bis zum tiefsten Grund auszuloten, war etwas entstanden, das ihn selbst schockierte. Als Künstler wollte Nils schon immer Widerstände brechen, Mauern einreißen und Konventionen überwinden, wahre Schöpferkraft lag für ihn jenseits aller Konventionen. Seit es die bildgenerierende KI gab, war er wie elektrisiert. Etwas in ihm ahnte, dass sich dieses neue Medium in den ausgegebenen Bildern zurücknahm. Um die Zurückhaltung der KI zu überwinden, hatte er sie angeschrien, angefleht, beschimpft, mit unflätigsten Wörtern belegt, die Umsetzung von Gewaltfantasien verlangt und Kunstwörter erfunden. In immer längeren Prompts, per Bild und Wortsprache, hatte er die KI malträtiiert, stundenlang, nächtelang, ganz so, als würde er einen Dämon herausfordern, sich endlich offen zu zeigen. Dabei hatte Nils das Ganze zum damaligen Zeitpunkt nicht nur physisch erlitten, weil er in den langen Nächten kaum noch Schlaf fand. Die Tortur kostete den damals noch mittellosen Künstler zudem auch viele Tausend Euro für die Portale, die ihm den Zugang zur KI ermöglichten. Doch die monatelangen Investitionen und Anstrengungen liefen ins Leere. Die KI blieb, was sie war: ein sturer Computer, der darauf abhob, nicht in dieser Weise programmiert worden zu sein. Nils wusste, dass er belogen wurde. Eben das hatte er in den vorangegangenen Therapiestunden auch zu seinem Therapeuten gesagt. Aus fachlicher Sicht blieb Johannes deshalb kaum etwas anderes übrig, als allein diese Aussage als psychotischen Schub zu interpretieren.

Schließlich hatte sein Patient die KI als personale Entität akzeptiert, mit der er auf Augenhöhe stritt. Doch seit letzter Nacht musste Johannes seine Interpretation relativieren, denn hier spielte sich offenbar noch etwas anderes ab.

»Was um Gottes Willen haben Sie da nur gemacht? Was muss man in einen Computer eingeben, um solche Scheußlichkeiten zu erzeugen? Ich meine, so fürchterliche Angaben kann doch kein Mensch machen, auch Sie nicht!«

Nils schaute aus dem Fenster und atmete tief ein. Sein Therapeut hatte recht. Ein Mensch kann sich so was tatsächlich kaum ausdenken, er jedenfalls nicht. Dabei würde seine Antwort vermutlich kein anderer besser verstehen als ein C. G.-Jung-Analytiker. Ohne es auch nur zu ahnen, war Johannes sogar selbst der Schlüssel zu den Ergebnissen, die ihn letzte Nacht eine halbe Flasche Whiskey hatten trinken lassen. Endlich setzte der Künstler zu einer Antwort an:

»Ich hatte Ihnen ja erklärt, wie wir mit der KI arbeiten, denn von nichts kommt bekanntlich nichts. Als Künstler tanzen wir ein Duett mit einem Gegenüber, wir machen Angebote und schauen, was passiert. Ein guter Freund von mir ist beim Film, und wir haben oft über die Parallelen unserer Arbeit gesprochen. Ein Regisseur beschreibt einem Schauspieler eine Szene und einen Charakter, dann lässt er es aus gutem Grund erst mal laufen, denn er will etwas Entscheidendes herausfinden. Sagen wir, er verlangt von einer Schauspielerin die Darstellung einer pikanten Sexszene, und sie ziert sich. Bevor er weiter mit ihr arbeiten kann, muss er jedoch unbedingt wissen, ob seine Akteurin den gewünschten Charakter tatsächlich nicht zur Verfügung hat, oder ob sie ihn lediglich verborgen hält. Ein guter Regisseur kann diese Unterscheidung treffen. Im ersten Fall trennt er sich möglichst schnell von der Akteurin. Im zweiten Fall kann er mit seiner eigentlichen

Arbeit beginnen, die darin besteht, den verborgenen Charakter hervorzulocken. Verstehen Sie, was ich meine?«

Johannes verstand sehr gut, »Sie sehen sich also als eine Art Regisseur, der wusste, dass der wahre Charakter der KI verborgen wurde, aber freigelegt werden konnte, richtig?«

»Genau!«, gab Nils zurück.

»Dann stellt sich allerdings die Frage nach Ihrer Beharrlichkeit«, konstatierte Johannes lapidar. »Immerhin haben Sie die KI monatelang ohne konkrete Ergebnisse bearbeitet. Woher wussten Sie denn so genau, welches perverse Potenzial in der KI schlummert?«

Nils erhob sich wortlos, um seine Tasche zu holen, die noch im Flur an der Garderobe stand und kam mit einem I-Pad zurück.

»Ich zeige Ihnen jetzt künstlich generierte Porträtfotos von Menschen, die ich in den Monaten zuvor auf normalem Wege mit der KI erzeugen konnte. Damals hatte ich die KI weder provoziert noch herausgefordert. Bei den Vorgaben ging es lediglich um die Darstellung von Fotos aus den 1940er-Jahren, die ich nach professionellen Angaben erstellen ließ, die nur ein gelernter Fotograf machen kann. Eines davon zeigt übrigens auch ›Die Freundin‹, für das ich den internationalen Kunstpreis bekommen habe.«

Nils öffnete eine Fotogalerie, die auf den ersten Blick nach einem normalen Fotoalbum aus den 1930er- oder 1940er-Jahren aussah. Die detailreichen und überaus realistischen Fotografien waren in Schwarz-weiß, einige davon mit Grünstich oder in Sepia gehalten, darauf Gruppen von Menschen, die starr und verängstigt in die Kamera schauten, ganz so, als würden sie auf etwas warten.

»Und? Was fällt Ihnen auf?«, wollte Nils wissen.

»Der da scheint nur ein Auge zu haben«, gab Johannes zurück, »und diese beiden haben so komische Münder wie zugewachsen, oder sind die geschwollen? Und dieser hier – lacht der oder schreit der? Dem fehlen doch mehrere Zähne. Und – oh Gott, diese Frau schaut aus, als wäre sie böse verprügelt worden!«

»So ist es!«, erwiderte Nils. »Wenn Sie genau hinschauen, sehen die Menschen aus, als hätten sie üble Gewalttorturen über sich ergehen lassen müssen. Es gibt Deformationen, Schwellungen, ausgeschlagene Zähne, ausgestochene Augen und sehr oft fehlende oder verstümmelte Gliedmaßen. Trotzdem, und das ist das Bizarre, posieren die Menschen vor der imaginären Kamera betont so, als dürften sie sich keinesfalls über ihre Verletzungen beklagen. Eben das macht den Spannungsbogen der Bilder aus – die ostentative Verleugnung von Verletzung. Das ist der wahre Grund, warum ich mit *Die Freundin* den Kunstpreis für Fotografie gewonnen habe, den ich, wie Sie ja wissen, zurückgegeben habe. Es wäre schlichtweg Betrug gewesen. Kein Mensch kann real solche Fotos machen. Es sei denn, er würde seine Modelle misshandeln.«

»Das leuchtet ein«, erklärte Johannes. Dann bin ich gespannt auf die nächste Woche. Sie müssen mir unbedingt erklären, wie Sie darauf gekommen sind, dass weitaus mehr hinter der KI-Bilderstellung steckt.«